

tuellen Liebe angeht, bei gleicher Wertung des Objekts die Energie der Willenshingabe, d. h. die Intensität des subjektiven aktiven Vollzugs der Liebe eine sehr verschiedene sein kann und nicht selten ist, wie das Wachstum des Habitus der Liebe im wesentlichen nicht in der Linie der Motivwirkung, sondern der volleren Willenserschließung liegt.

Der abschließende Vortrag über „Die Glut der Liebe als Wirkung der heiligen Kommunion“ führt diesen Gedankenkreis weiter und vertieft ihn. Die eigentliche „*gratia sacramentalis*“ sieht der Verfasser, im Anschluß an Thomas, in der Mehrung der Liebe zu Gott, nicht nur als Steigerung des Habitus, sondern auch und, wie es scheint, fast hauptsächlich als Steigerung der aktuellen Liebeshingabe. Dieses letztere Moment bedürfte vielleicht, um nicht mißverstanden zu werden, einer etwas ausführlicheren Darlegung und Umgrenzung, wenn man diese nicht bereits in den trefflichen und tröstlichen Worten sehen will, die S. 152 ff. sich finden. Hier wird betont, daß „die Liebe zu Gott als Christentugend wesentlich Wille ist, geistiges Wertschätzen und Umfassen Gottes, freie, opferbereite Selbsthingabe an Christus und sein Reich“; aber „nicht notwendig Gefühls-erregung, Herzenswonne, friedvolles Ruhen, fühlbare Schaffenslust und Schaffenskraft“. Die unmittelbar vorhergehende pastorelle Beobachtung und Bemerkung, daß manche Christen trotz ihrer häufigen Kommunion in ihren Fehlern keine Besserung zeigen in ihrer „Eitelkeit und Empfindlichkeit, der Geschwätzigkeit und sinnlichen Äußerlichkeit“, wird man zugeben müssen, jedenfalls, was eine nach außen merkbare Besserung angeht. Aber ob auch nach der Innenseite hin, d. h. was das Verknüpftsein des Willens mit diesen Fehlern, die Willenshingabe an sie angeht, keine Besserung eintritt, und ferner, ob dieser Mangel an Besserung durchschnittlich wirklich zu dem Rückschluß berechtigt — wie der Verfasser es anzudeuten scheint (S. 151) —, daß das Wesentliche der von der Kirche geforderten „*recta mens*“, der rechten Absicht, mangle, dürfte wohl nicht ohne weiteres feststehen, zumal wenn man bedenkt, wie tief manche Fehler der genannten Art mit gewissen Charakteranlagen verkettet sind und welche mitunter heroische Anstrengung in solchen Fällen auch eine nur kleine Besserung dieser für die Mitmenschen so peinlichen Mängel und Fehler fordert. Aber auch in diesem Punkt bieten die eben erwähnten nachfolgenden Bemerkungen das nötige Korrektiv und schützen so vor pastorellen Fehlgriffen und vor einem vorschnellen Aburteilen über andere, wozu eine Überwertung und Übersteigerung des Erfolgsprinzips — (gemeint ist der sichtbare Erfolg) — leicht führen könnte.

Wer nach aufmerksamer und wiederholter Lektüre die Schrift aus der Hand legt, wird es mit einem Gefühl des Dankes und der Hochschätzung tun. Das Buch gehört zu denen, die eine Fülle von Anregung bieten, indem sie die einschlägigen Probleme berühren, ohne sie in ermüdender Breite auszuführen, die die persönliche Auffassung des Verfassers klar und sachlich vorbringen, ohne sie aber dem Leser aufzwingen zu wollen. Es ist ein Buch, das sich nicht einseitig an den Verstand wendet und nur wissenschaftliches Verständnis fordert, sondern gleichzeitig auch dem Willen und Gemüte Rechnung trägt. Das Werk wird ohne Zweifel erreichen, was der Verfasser im Vorwort als seinen Zweck angibt, daß es nicht nur der wissenschaftlichen Klärung und Förderung dienen, sondern auch einiges beitragen möge zur religiösen Anregung und Vertiefung. Fr. Hürth S. J.

Henri Delacroix, *Le langage et la pensée*. 8^o (602 S.) Paris 1924, Alcan. Fr. 30.—.

Das von der Kritik sehr günstig aufgenommene Werk des auf dem Gebiet der Religionspsychologie rühmlich bekannten Forschers behandelt mit seltener Gründlichkeit alle Probleme der Sprachpsychologie. Das Werk gliedert sich in vier große Bücher: Buch I über die allgemeineren Be-

dingungen der Sprache; Buch II (121 ff.) das materielle und formale System der Sprache, d. h. Sprachlaute und Sprachform; Buch III (261 ff.) die Bildung der Sprache; endlich Buch IV (453 ff.) die Sprachstörungen.

Der einleitende Überblick über die sich entwickelnden Ideen der Sprachforscher von Schlegel und Grimm bis zur Jetztzeit ist naturgemäß etwas schwer verständlich. — Zweifellos kommt bei der Sprache der Gesellschaft eine wichtige Rolle zu, da sie dem Individuum die Sprache mitteilt und auferlegt; doch ist die Übertreibung neuerer Soziologen, daß die Gesellschaft dem einzelnen auch Verstand und allgemeine Begriffe gebe, gut zurückgewiesen. — Für das Mitteilungsbewußtsein, die Grundlage der Sprache, sind die Affektäußerungen wegführend. Unsere Mimik wird von andern verstanden; indem wir das bemerken, wiederholen wir sie dann, um verstanden zu werden. Sehr gut wird die Tiersprache gewertet. Auch das Tier „versteht“ die Mimik der andern; will ein Affe von einem andern begleitet sein, so zieht er ihn bei der Hand und macht, während er ihn anblickt, Gebewegungen in der gewünschten Richtung. Aber das Tier weiß nicht, was ein Zeichen ist; es drückt nur sein Streben mit natürlichen Mitteln aus, die uns als Zeichen erscheinen; das Tier scheint unfähig zur Analyse, die das Urteil verlangt. Die neueren Versuche, eine Art Tierintelligenz zu beweisen, wie die von Thorndike und besonders die klassischen Experimente von Köhler, beweisen in Wirklichkeit kein logisches Denken, sondern nur eine Vorstellungskombination, die rein sinnlich verständlich ist. Für die menschliche Sprache genügt das tierische Seelenleben nicht; dafür müssen erst Relationen erkannt werden, um das Zeichen aufzufassen.

Bei dem materiellen Teil der Sprache, den Lauten, ist die große Frage: wie ist die allmähliche Veränderung der Laute im Leben der Sprache verständlich, etwa diejenige, die aus dem Latein die heutigen romanischen Sprachen hat entstehen lassen. Die Lautveränderungen werden in Gruppen geordnet: bisweilen wird der Klang verändert unabhängig vom Sinn, wie etwa der Schlußvokal eines beliebigen Wortes; bisweilen liegt zwischen Elementen desselben Wortes eine Wechselwirkung vor, wie in der Dissimilation; bisweilen auch eine allgemeine Tendenz, wie die Schwächung der Konsonanten zwischen Vokalen. Die Behauptung von der Ausnahmslosigkeit der phonetischen Gesetze wird als übertrieben bezeichnet; die Gesetze sind Mittelwerte aus den Verschiedenheiten von Ort und Zeit. Für die psychologische Erklärung werden mancherlei Deutungen besprochen, aber kein durchgreifender Lösungsversuch gegeben. Hier hätten die dem Verfasser unbekannt gebliebenen Untersuchungen der Marbeschen Schule über Schreibfehler mehr Positives geboten; ganz abgesehen von den neueren verheißungsvollen Forschungen von Heinz Werner. Über die große Frage, wie die regelmäßige Weiterentwicklung der Sprache sich erklärt, ist kaum etwas Erhebliches zu nennen.

Zum formalen System der Sprache gehört der Satz mit seinen wesentlichen und unwesentlichen Teilen, ferner die grammatischen Kategorien. Die ganze Sprachentwicklung erschien den älteren Sprachforschern als ein Verfall; nach dem Verfasser könnte man aber mit gleichem Recht von einem Fortschritt reden, von dem Bestreben nach der größten Leistung mit geringster Anstrengung; es wird beständig vereinfacht, aber zugleich beständig neu geschaffen für stärkere Wirkung. Das Verschwinden der Flexionen macht neue Wörter nötig. Die bekannte Dreiteilung der Sprache verliert ihren Wert, da man die Elemente der Flexion, Agglutination und Isolierung in allen Sprachen nachweisen kann; dabei spielt übrigens auch die Art der Schrift eine nicht kleine Rolle.

Für die Erwerbung der Sprache hat die neuere Psychologie der Kindersprache ein gewaltiges Material beigebracht, das hier nur in seinen Hauptlinien vorgeführt werden kann. Gegenüber der Tendenz, die ersten

Worte rein affektiv aufzufassen, darf man das darin enthaltene Feststellen von Tatsächlichem nicht übersehen; freilich ist die Verbindung des Sinnes mit einem Wort anfangs recht vorläufig und veränderlich. Piaget gibt mit Recht an, daß das Kind meist für sich selbst spricht; auch bei Erwachsenen ist es ja nicht selten, daß sie in Gesellschaft eigentlich mehr für sich, als für andere reden. — Zu den schon bekannten werden viele neue Fälle gesammelt, wo Kinder untereinander eine eigene Sprache ausgebildeten und damit jahrelang zufrieden waren. Die Geheimsprachen der Erwachsenen (die Gaunersprache, auch die „Mars Sprache“ in dem bekannten Fall von Flournoy, oder manche Systeme der sogenannten Glossolalien) zeigen sehr klar ihre Abhängigkeit von der Muttersprache, in Phonetik, Grammatik und Syntax.

Für die Erlernung fremder Sprachen wird die direkte und indirekte Methode auseinandergesetzt, aber ihr relativer Wert nicht besprochen. Sehr eingehend ist die Entwicklung der Schrift behandelt; ebenso die Erziehung der Taubstummten usw.

Von besonderer philosophischer Bedeutung ist das Kapitel über die psychologischen Funktionen der Sprache (361 ff.): die Rolle des Gedächtnisses (des „Automatismus“) für die Laut- und Sprechgewohnheiten und für den grammatischen Ausdruck der Beziehungen. Die Ausführungen über die intellektuellen Gewohnheiten oder das Verstandesgedächtnis werden den scholastischen Psychologen sehr interessieren: ohne Gedächtnis müßte der Verstand immer von neuem schaffen; im Gedächtnis dagegen besitzt er Systeme von Begriffen und Urteilen und besonders von Arbeitsmethoden, die Kunst, eine Schwierigkeit zu behandeln, die Regeln zur Analyse, die Gesichtspunkte. — Auch der Gefühlsausdruck der Sprache findet eine selten reiche Durchführung: die musikalischen Mittel neben den stilistischen. Vorzüglich ist die Behandlung der philosophischen Frage, die von jeher die Denkpsychologie beschäftigt, ob es ein „Denken ohne Worte“ gebe. Das Bild macht nie den Sinn aus, es muß erst selbst durch Begriffe verstanden werden. Andererseits ist der Gedanke nie rein; er setzt immer das dunkle Bewußtsein von Objekten und ihren Beziehungen voraus, wenn auch die Objekte in den Zeichen oder Schemata stark verdichtet sind; so daß wir wohl irrig meinen, Beziehungen ganz ohne ihre Endglieder zu denken.

Die Frage, wie der Gedanke sich zum Satz entwickelt, hat schon bei Wundt und James vorläufige Antworten gefunden, die aber recht unbestimmt bleiben. Nach Pick wird der zunächst unbestimmte Gedanke später distinkt; dann erscheint das grammatische Schema, das schließlich durch die richtig gewählten Worte ausgefüllt wird. Nach dem Verfasser wäre in den einfachen Fällen der Übergang vom Gedanken zum Satz direkt mit Hilfe des Gedächtnisses, oft in stereotypen Formeln. Die indirekte Methode ist klarer beim Schriftsteller zu sehen, der den Gedanken zerlegt, dann den Wortausdruck konstruiert. — Wenn hier das Verstehen ganz allgemein erklärt wird als Einordnen in ein System, das wieder aus andern Systemen verstanden wird, so gibt das gewiß häufig den Sachverhalt wieder. Aber schließlich mußte das Verstehen einmal anfangen, ohne in Früheres eingeordnet zu werden.

Das vierte Buch geht auf die Sprachstörungen ein. Das Bestreben, die Worthalluzinationen möglichst in Illusionen aufzulösen, geht auf ein Scheinproblem, das auf der falschen Grundlage beruht, eine wahre Halluzination müsse eine Erregung der äußeren Sinnesorgane einschließen. — Die Geschichte der Aphasitheorien wird hier bis zur Gegenwart herab verfolgt, während sich die Lehrbücher heute noch mit der „klassischen Theorie“ und einigen Zweifeln daran zu begnügen pflegen. Gegenüber dieser klassischen Theorie, wie sie Dejerine, wenn auch schon verbessert zusammenfaßt, weist schon Hughlings Jackson auf die intellektuellen Störungen hin; ganz besonders aber die Reaktion von Pierre Marie,

der in der wahren (sensorischen) Aphasie einen intellektuellen Mangel sieht, in der motorischen nur etwas Peripheres (eine Art Anarthrie). Pick rückte dann die Störung des Agrammatismus in den Vordergrund. Besonders aber ist Head auf Grund seiner Beobachtungen an sonst gesunden Kriegsverletzten zu einer völligen Umordnung der Sprachstörungen gekommen. Neben der verbalen Aphasie (der alten motorischen) und der syntaktischen Aphasie (dem alten Agrammatismus) findet er noch eine nominale Aphasie, die auf die Worte der Sprache gehe, und eine semantische Aphasie, wo die Bildung der Gesamtheiten angegriffen ist. Hiermit sind höhere geistige Leistungen in den Vordergrund gerückt, die neben der Sprachbildung sich auch in anderem tätig zeigen, wie Head durch verschiedene Tests zeigen konnte.

Im letzten großen Kapitel rechnet endlich Delacroix in vorbildlicher Weise mit den neuen Einstellungen in der Aphasiellehre ab. Aus den vielen Einwendungen gegen die klassische Theorie ist berechtigt, daß es sich nicht bloß um eine allgemeine Sprachfähigkeit handelt, die an einer Stelle des Gehirns ihren Sitz hat, sondern es sind auch eine Reihe allgemeinerer Funktionen des Geistes angegriffen, die sich neben der Sprache in vielem andern offenbaren. Dieses allgemeinere ist aber nicht, wie Marie meinte, die Intelligenz selbst. Die Aphasie ist ja keine Demenz oder Idiotie, wie Marie selbst zugeben muß. Die Intelligenzstörung des Aphasischen ist vielmehr stark spezialisiert, was nicht auf eine allgemeine Fähigkeit weist, sondern auf eine Technik. Noch weiter führt die Beobachtung, daß besonders das unmittelbare Behalten und die Aufmerksamkeit gestört sind. So erklärt sich, daß oft Worte verstanden werden, aber nicht längere Sätze, daß beim Satzbilden vielleicht der Anfang vergessen wird, daß der Aphasische einen Intelligenztest nicht löst, den das fünfjährige Kind heherrscht, nämlich den „Test der drei Aufträge“. Infolgedessen ist auch gestört die Fähigkeit des Kombinierens, die Tätigkeit im ganzen, während Stücke noch gelingen.

Das Gesagte möge genügen als Überblick über dieses reichhaltige und für die psychologische Theorie bedeutungsvolle Werk. Um auch einer Ausstellung Raum zu geben, so erschweren manchmal die langen geschichtlichen Einführungen mit den teilweise schiefen Theorien, die darin berichtet werden, das Verständnis, das erst durch die viel späteren Ausführungen des Verfassers wieder gewonnen wird. Der Übelstand ist natürlich schwer zu vermeiden. Der Leser kann ihm begegnen, indem er solche Stellen im Lichte der gebotenen Erklärung später nochmals vornimmt.

J. Fröbes S. J.

Georg Katona, *Psychologie der Relationserfassung und des Vergleichens*. gr. 8^o (IV u. 114 S.) Leipzig 1924, Barth. M 3.—

Lange Jahre bildete das klassische Büchlein von Brunswig über das Vergleichen die Hauptquelle für diesen in der Verstandespsychologie grundlegenden Prozeß. Brunswig behandelt sein Thema in mehr philosophischer Weise, setzt sich aber auch vorzüglich mit der experimentellen Literatur auseinander, soweit sie damals vorlag. Katonas Arbeit ist verfaßt auf das Ausschreiben der Göttinger Universität hin als „Gesamtdarstellung des Vergleichens, die eine auf eigenen Experimenten beruhende zusammenfassende theoretische Behandlung dieses ganzen Erscheinungskreises bietet“. Die Fakultät erkannte der Arbeit nur einen zweiten Preis zu, da nicht eine vollständige Berücksichtigung aller Feststellungen einschlägiger Art vorliege. Man wird zugestehen müssen, daß das Buch sein Problem in mannigfacher Weise weiterführt und einen wesentlichen Fortschritt bedeutet. Die Benutzung eigener Experimente zu theoretischen Folgerungen mag manchem rein philosophisch eingestellten Leser anfangs etwas Schwierig-